

Velibor Čolić
Bei Alberto

edition neue prosa
osteuropa-bibliothek

Velibor Čolić

Bei Alberto

Eine Ansammlung von Schatten

Aus dem Kroatischen von Alida Bremer

ERATA
Literaturverlag

Die Erinnerung verwendet eine merkwürdige Sprache, die wir nicht vollständig verstehen können, was dazu führt, dass die Erkenntnis der Wahrheit und unser Urteil darüber unscharf werden. Deshalb ist es empfehlenswert, sich den eigenen Erinnerungen mit derselben Verwunderung zu nähern, mit derselben Vorsicht und vielleicht auch Angst, mit denen man sich auch den eigenen Träumen nähert... Einige Menschen und einige Ereignisse in dieser Geschichte sind fiktiv. Andere Persönlichkeiten könnten real sein, real sind auch die Todesopfer, allerdings ist durch eine wundersame Fügung ein Teil von Bosnien nach Frankreich verlegt worden. Einige Personen hätten in Modriča geboren sein können, andere wiederum in Wien, Brüssel oder Paris... Die Stadt heißt Narseille, es gibt sie natürlich nicht, in einer anderen Wirklichkeit hätte sie aber durchaus existieren können; in einem architektonischen Schwanken zwischen Sarajevo, Dubrovnik und dem wahren Marseille. Die Ansammlung von Schatten ist überall dieselbe. Die Geographie ist ohne Bedeutung, die Geschichte ist nicht die Lehrerin des Lebens, und die Literatur ist unzulänglich und schwach. Es bleiben nur abgedroschene Parabeln, um über das Land zu schreiben, das es nicht mehr gibt. Wie im Himmel, so auf Erden.

Epilog

Anfangs ähnelte es einer zornigen und verrückt gewordenen Wespe, die summt, in den Bauch eindringt, das zarte Gewebe des Darms durchbohrt und am Rücken wieder austritt. Es ähnelte einem wütenden Peitschenhieb, ein scharfes und brüskes Geräusch, als würde man altes, trockenes Papier zerreißen. Es schien, als würden zehn Tonnen schweren Bleis seinen Atem zum Stillstand bringen, als wären die Berge aus der Umgebung herabgestiegen und hätten sich auf seine Brust gelegt. Im Augenblick des Todes spürte Ekrem Boxer, wie ihm die Makkaroni vom gestrigen Abendessen auf die Knie fielen, bleich wie Würmer, schon fast zersetzt von der Magensäure. Der Schmerz kam erst später. Einen Moment, eine Zehntel Sekunde später, damit dem Soldaten noch der Gedanke kommen konnte, dass gar nichts passiert sei, dass diese verrückte, scharfe und unangenehme Wespe, die sein Fleisch durchschneidet, nicht der Tod ist. Es hätte auch ein Film in Zeitlupe sein können, fast schon eine Fotografie – völlig unbedeutend für uns, nur einige Augenblicke, aber für den Sterbenden bedeutete es alles.

Der letzte Atem, während die durchschossene Lunge pfeift und das schwarze innere Blut sprudelt und sich dabei in eine Fontaine verwandelt, die zähflüssig und stinkig ist wie ranzige Butter.

Als er danach auf seine Knie fiel, schwer wie tote Dinge zu fallen pflegen und mit dem Gesicht zur Erde, dachte der Soldat an Zigaretten, er dachte an die heiligen Sternennächte, an die merkwürdige Freude des Säufers, wenn er sich das erste Glas Bier in seine trockene Kehle gießt. Der Soldat des französischen Verteidigungsrates kam, während er stürzte, beinahe fröhlich auf den Gedanken, dass der Tod nicht weh tut, dass der Tod eigentlich eine Rose sei, die sich zur Ewigkeit hin öffnet, zum Purpur, zur roten Farbe. Das Letzte, was er spürte, waren Spucke und Staub, der sehr unangenehm war, wie eine Ameise, die einem ins Nasenloch krabbelt. Dann eine merkwürdige, zittrige und glitschige Entleerung der Hoden, ein lauwarmer Orgasmus, der ihn leicht und zärtlich an die Hand nahm, die Tür des Dunkels öffnete und ihn in das kalte und heisere Walhalla entführte. „Woher, zum Teufel, diese Frauen?“, fragt sich verwundert der Soldat, der schon tot und lauwarm ist. „Werden die Seelen der Toten nicht von Engeln in den Himmel begleitet? Wieso, verflucht noch mal, diese Frauen?“

Und wirklich – eine Horde schrecklicher, in Schwarz verhüllter Frauen beginnt, den Soldaten zu zerteilen, ein blutiges Fest, sie zerfleischen ihn mit ihren Zähnen und aufgerissenen Mäulern, und sie tragen seine Hände, seine blasser Hüfte, seine Ohren, seinen Kopf empor in schwindelnde Höhen, dorthin, wohin nur die Seelen gefallener Krieger und jene zart rosafarbenen, wilden Flamingos gelangen. Schwarz

und laut setzen sich die verwunschenen Witwen wie kreischende Krähen zu einem Kreis und warten auf die nächste Kanonensalve von den Bergen. Die Soldaten in den Schützengräben hören das Lied, aber sie können die Frauen nicht sehen, denn das ist den Lebenden nicht gegeben. Sie hören das Klagen der Witwen, monoton und schwer, das wie die Erleichterung nach der Geburt Gottes über der ganzen Front liegt; wie das eintönige Hecheln eines Menschen im Fieber. Die schwarzen Frauen sangen, die Soldaten hörten es, trübe und undeutlich, aber lebendig, so wie der wahre physische Schmerz besungen wird. Wütend und unwiderstehlich, in allen Sprachen, mit einem weißen Tuch vor dem Mund schlugen sie mit ihren bloßen Händen auf die Erde, als wollten sie diese zwingen, die Wahrheit über sich selbst preiszugeben. Die Frauen hatten lange gesungen, schwer und lange, und sie blickten dabei in eine unerklärliche Ferne, in ein Morgenrauen, das nicht kommen wird, in alle vier Himmelsrichtungen. Als wollten sie mit ihrem Lied eine Schlange an ihren trockenen Brüsten voller Unruhe und Angst stillen. Die Soldaten sehen nicht, aber sie ahnen. Die schwarzen Frauen zünden Feuer an, und überall um sie herum wird ein schwaches, zitterndes, kaum wahrnehmbares Licht erkennbar. Einige von ihnen sind – wie wir schon sagten – Witwen, andere aber waren jung und unverheiratet. Einige von ihnen stehen, andere sitzen, singen und starren in die Feuer. Sie

sind unsichtbar und einsam, und seltsam gefasst erwarten sie die Kanonenkugeln vom Berg.

Als die zweite und keinesfalls feierliche Artilleriesalve niedergering, unterbrach eine von ihnen, die Älteste, ihr Lied. Sie zog ihr Kleid hoch, schloss die Augen, als würde sie beten, und verwandelte sich wieder in einen Schatten. Der Soldat Gilles, genannt Sauterelle, der im nächsten Moment sterben würde, schob seinen Kopf aus dem Schützengraben, es kam ihm vor, als würde er dort neben den Feuern seine Mutter sehen.

„Welche Feuer“, sagte sein Kumpel Swan, „Brüderchen, es gibt hier weit und breit keine Feuer.“

„Da sind doch welche“, sagte Gilles und zeigte mit einer ausholenden Armbewegung in Richtung Niemandsland.

Aus der Ferne betrachtet erinnerte diese Granate an einen Stern, sie sah aus, als würde sich ein riesiger Meteorit vom Himmel loslösen, und von unsichtbarer Hand geleitet schlug sie direkt vor dem Gesicht unseres Soldaten Gilles ein. Schwer und zischend wie eine Schlange, wie ein himmlisches Feuer, das den Kiefer, die Nase, die Ohren, die Zunge herausreißt und den schweren Geruch verdorbenen Fleisches hinterlässt. Der kopflose Rumpf stand einen Augenblick lang da, als wundere er sich. Er fiel dann ganz langsam in den Schützengraben, als würde er sich hinsetzen und sich

eine geeignete Stelle auswählen. Der unglückliche Gilles sah aus wie ein Fliegenpilz, dem übermütige Kinder in einem bösen Spiel den Kopf abgetrennt haben. Der Soldat ähnelte einem ganz gewöhnlichen fortgeworfenen und fast schon vergessenen Gegenstand. Da er kein Gesicht mehr hatte, konnte man auch nichts mehr daraus lesen. Keinen Schmerz, keine Angst und noch weniger Überraschung. Nur die Finger seiner linken Hand hielten immer noch die glühende Zigarette fest, und am Zeigefinger der rechten Hand glänzte ein goldener Siegelring. Der getötete Körper reckte sich noch einmal wie nach dem Erwachen, entspannte sich und begann dann steif zu werden.

„Hier gibt es keinen Gott“, stellt der vierte Soldat, Wolk, düster fest, „nur Angst. Hier ist nicht mal der Teufel am Werk, denn auch die Taten des Teufels haben irgendeinen Sinn. Das hier ist einfach nichts, das hier ist Krieg.“

Danach beugte er sich nieder und nahm die Zigarette aus Gilles schon kalter Hand. Er zog gierig daran, als wollte er die Seele aus ihr saugen. Er nahm ein paar Züge und starrte stumpf in die stürmische Nacht.

Dort in der Ferne, hinter unserem Rücken, brannte Narseille wie bei einer heidnischen Feier.

Intermezzo: Notiz über die Stadt

Narseille liegt zwischen drei Meeren und vier Bergen – das ergibt die Zahl sieben; doch das hat keine weitere Bedeutung, weil die Moschee der Stadt und die Kirche der heiligen Mutter Gottes ebenso groß wie die Berge waren. Die, die jenen dritten Gott anbeten, lebten außerhalb der Stadt. Es war eine Stadt, erbaut aus Stein, der so weiß war wie junger Käse, mit Straßen, die – wenn man sie von einem dieser Berge aus betrachtete – dem Muster auf dem Rücken eines Tigers ähnelten.

Im Verlauf der 91 Jahre des 20. Jahrhunderts wurde diese Stadt dreimal belagert.

Das erste Mal von krankmachenden Wassern, dann in den frühen Fünfzigern von einem bösen Feuer, das vom Volk „das Feuer des Heiligen Antonius aus der Wüste“ genannt wurde. Einige Bilder sind erhalten geblieben, andere hat das menschliche Gedächtnis ausgelöscht. In dem Augenblick, in dem die Geschichte zu Ende geht, nimmt die Legende ihren Lauf. Irgendwann im Frühling 1992 kamen jene schrecklichen, ausgelassenen Armeen und brannten die schöne Stadt Narseille ohne ersichtlichen Grund bis auf die Mauern nieder.

Die Architektur dieser Stadt war lebendig. Alle Straßen – so schrieb ein Reisender – fließen zum Herzen der Stadt, und das Herz der Stadt wechselt mindestens dreimal in der Woche seine Position. Keiner der Plätze war offiziell der Hauptplatz; die Menschen wählten Orte für die Dichterdenkmäler aus, und die Stadtverwaltung hörte auf sie. Viele besangen diese Stadt. James Joyce, Borges und Pablo Neruda führte ihr Weg hierher, sie hinterließen Geld, Handschriften und Gedenktafeln in jenem schmalen Labyrinth aus Straßen, die zur Kirche der heiligen Mutter Gottes führten. Die ersten Erwähnungen datieren ins 15. Jahrhundert, als ein Kalligraph, ansonsten Zöllner von Beruf, ganz entzückt vermerkte:

*...ich folgte dem Weg einer für immer gefallenen Sternschnuppe
und entdeckte dort, wo die Zitronen blühen
dass zwischen Sonne und Süden Narseille liegt*

Und Fernando Pessoa hat den Quellen nach folgendes hinzugefügt, als er den Hafen von Narseille erblickte: O a minha bonita patria reencontrada!

Der letzte Dichter dieser Stadt war ein Österreicher, ein schlimmer Säufer, und – wie alle Lungenkranken – bisweilen ein Philosoph. Sein Name war Wolk, und er pflegte zu sagen,

dass er für jeden Vers und für jedes Gedicht dreimal seine Seele an den Teufel verkaufen musste.

Es war eine Stadt, die keine Fahnen duldete, auch keine Feierlichkeiten, gar nichts. Am Südtor war die Inschrift *Libertas* angebracht, am Nordtor *Auf Wiedersehen*.

Und darin lag die ganze Philosophie des Lebens in dieser Stadt.

Die Zeit in Narseille begann um fünf Uhr morgens und endete in den ersten drei Morgenstunden des nächsten Tages. An die zwei Stunden, die übrig blieben, konnte sich niemand erinnern. Nur die Clique von Wolk. Aber wie wir schon sagten, waren das derartige Säufer und Wunderlinge, dass ihre Zeugnisse keinen Pfifferling wert waren. Der Tag begann also in dieser Stadt um fünf Uhr morgens, wenn der Kaffee geröstet und der Teig für das Brot geknetet wurde, wenn die Männer von der Straßenreinigung die samtene Spuren der Nacht mit Wasser und Milch von den noch verschlafenen Straßen entfernten. Üblicherweise erschien dann der „Stadtengel“ Hesekeel, der schlaftrunken nach dem Tor der Kirche suchte, von der er herabgestiegen war. (An dieser Stelle sei angemerkt, dass es sich um einen merkwürdigen, hässlichen und tollpatschigen Cherub handelte, der schon längst von Gott und den Menschen vergessen worden war in dieser Stadt „aller Grenzen“).

Hesekiel, so pflegte Wolk über ihn zu sagen, hat Flügel, die traurig wie Elefantenhohren sind.

Diese Flügel, lachte Hesekiel, werden dich eines Tages teuer zu stehen kommen.

Nach dem Engel erschienen immer Polizisten, dann die dritte Schicht von Säufnern, und anschließend öffnete die ganze Stadt die Augen, begleitet vom Gesang des Muezzins und vom Klang der Kirchenglocken.

In Narseille gab es drei Arten Bewohner. Solche, die sich erst am Mittag hinlegten, jene, die mittags erst aufwachten, und schließlich die, die nie schliefen. Es war eine gesunde Stadt, in der Hochzeiten eine Woche dauerten und portugiesische und spanische Seemänner zu Gitarrenmusik von Sternen und der Heimat sangen.

Die Stadt hatte vier Bahnhöfe. Ost, West, Nord (das Meer befand sich im Süden) und den Edgar-Allan-Poe-Bahnhof, in dessen Nähe, direkt auf der anderen Seite des Platzes, in der Kneipe von Alberto sich unsere Geschichten abspielen, unser eigentümliches *inventaire* aus Geistern und Schatten.

Man kam auf dem Land-, Luft- oder Seeweg in die Stadt, und verließ sie auf die gleiche Art, nur dass ein Abschied von Narseille nie endgültigen Charakter hatte, nie war es für immer. Die, die weggingen, kamen immer wieder zurück. Und

eine beachtliche Anzahl blieb für immer in der Stadt. Man erzählte sich, dass das menschliche Wort hier anders klinge und dass die Wände jedes Wort in eine Sprache der Wahrheit und des menschlichen Herzens übertragen. Man erzählte sich, dass hier ein polierter und uralter Stein existiere, der über die Fähigkeit verfügte, sich zu erinnern. Man erzählte sich, dass hier ein jeder den Vogel der Jugend finden könne, seinen Familienstammbaum, denn diese Stadt war auf der Erde erbaut, die das Blut jener trank, die traurig und einsam starben.

Wolk

Wolk war ein praktizierender Katholik, Taschendieb und ein schlimmer Säufer. Mit einer ungekannten Leichtigkeit, über die nur Träumer und Taugenichtse verfügen, tauchte er in europäischen Bars auf, immer in einen schwarzen Anzug gekleidet, mit einem roten Halstuch aus schwerer Seide. In seiner Tasche trug er stets ein riesiges Messer und ein Kreuz. Er sprach sieben Sprachen und dazu noch jene völlig unverständliche Sprache der Gesten, die nur professionelle Pokerspieler, männliche Nutten und Diebe beherrschen. Es kursierte die Geschichte, dass er schon einen Menschen getötet hatte – dazu zuckte Wolk nur die Schultern

und sagte: Das habe ich nicht getan, aber ich würde mich an eurer Stelle nicht darauf verlassen.

Er heiratete zweimal dieselbe Frau, das dritte Mal eine Schwedin, um schließlich – wie alle Philosophen – als überzeugter Junggeselle und Single zu enden.

Wenn es gut wäre, eine Frau zu haben, so fachsimpelte er, dann würde der liebe Gott nicht alleine leben.

Wolk mochte sein Geburtsland Österreich nicht. Ach, wie traurig ist doch dieses Wien, sagte er gelegentlich, ein so großes Kaiserreich geschrumpft auf eine einzige Stadt. Sein Traum bewegte sich nur in eine einzige Richtung, in Richtung Süden. Als er bei uns in Narseille auftauchte, hatte er einen schäbigen Koffer mit doppeltem Boden bei sich, mit synthetischen Drogen, einem Jesus aus Plastik und ureigenen amerikanischen Träumen. Er besaß zwei Hemden. Ein schwarzes mit einem russischen Stehkragen, mit dem er sonntags zur Messe ging, und ein zweites, rotes, auf das die Weiber abfuhrten. An der linken Hand trug er einen goldenen Siegelring mit einer Rose und einer Schlange. An der Rechten eine Uhr, die statt der Zeit die Himmelsrichtungen anzeigte. Von wegen Kompass, sagte Wolk, jetzt ist es Punkt Viertel nach Norden.

Auf seiner Brust hatten Messer zwei Narbengeflechte hinterlassen, die neben einigen griechischen Miniaturen prunkten.

Wenn du in Spanien bist, so riet er uns, schlafe nur mit einem geschlossenen Auge, und wenn du dich in niederländischen Häfen herumtreibst, solltest du mindestens zwei Madonnen bei dir haben. Vor allem die aus Livorno. Dann noch eine Pistole und etwas Cash. In Griechenland dagegen muss Gott selbst dein Onkel sein.

Er war bunt wie ein Bilderbuch, und wir erwähnen an dieser Stelle nur einige seiner Tattoos. Alle möglichen Zeichen gegen Verwünschungen (Pik As, eine schwarze Katze, Freitag der Dreizehnte und eine Leiter), des Weiteren ein unvollendet gebliebenes Zitat von Dostojewski, und auf der linken Seite unter dem Herzen – das hässliche Rattengesicht von Keith Richards.

Einmal sagte ich ihm, dass sein Richards wie Tito aussähe. Wie wer, blaffte Wolk zurück. Meinst du die Schwuchtel von den Beatles?

Wolk erlaubte niemandem, ihn zu berühren. Er mochte einfach keine Umarmungen, kein Händeschütteln, kein Schulterklopfen und all diesen Firlefanz. Nur die Hand einer Frau, verkündete er. Ein Mann darf mich nur bei einer Schlägerei berühren. Und wenn der eine oder andere Alkoholiker darauf bestand, machte Wolk ernst. Er drückte seine notorische *Gitanes* aus und krempelte sich die Ärmel hoch. Pass auf,

dass du den Bären nicht reizt, Brüderchen, sonst wirst du verheizt.

Einige sagten, dass er schon einmal tot war. Darüber lachte Wolk nur und sagte: Ja, das stimmt, aber das war in Schweden, vor zehn Jahren. Und wie ihr wisst, zählt der Tod in fortschrittlichen Ländern nicht.

Er war Weltmeister in Erdkunde, Fachgebiet Hauptstädte. Das wenige, was mir vom Gehirn geblieben ist, so klagte er oft, ist voll gestopft mit Unsinn. Und in solchen Situationen rief dann üblicherweise Alberto plötzlich von der anderen Seite des Tresens ganz laut: Zairrrrrrel, Buuurkinaaa Fassso oder so ähnlich. Und Wolk antwortete: Du redest Stuss, Kleiner – Kinshasa.

Wolk gehörte zu der Sorte Mensch, die immer dieselben Geschichten erzählen. Er hatte drei. Die erste handelte davon, wie er einmal mit Bill Clinton gesoffen hatte. Die zweite, wie er aus Unwissenheit (Hätte ich es gewusst, hätte ich es nicht getan, ich schwöre es bei meinem Leben, ich hätte es wegen Charles nicht getan.) in einem Bett mit Lady Di geschlafen hatte. Die dritte spielte sich immer an einem Strand ab, nur dass die Städte wechselten, einmal war es Rimini, ein anderes Mal Ibiza, manchmal sogar Miami. Er schlief verkatert, nackt und komplett mit Tattoos übersät am Strand, als eine Frau zu ihm trat und sagte: Entschuldigen Sie, mein Herr,

können Sie sich bitte auf die andere Seite legen, meine Tochter möchte Sie komplett lesen können...

Er liebte nicht oft, aber jedes Mal waren es großartige Heldentaten.

Er kannte natürlich alle Tricks der Hütchenspieler, wie man jemandem die Uhr abstreift, ohne dass er etwas merkt, welche Gefängnisse am harmlosesten sind, warum Bier gut für die Nieren ist, und er kannte einige wunderschöne Legenden von – wie er es aussprach – Walahala. Da oben ist das, deutete Wolk mit seiner Hand an. Schrecklich weit oben, dort, wohin nur die wilden Flamingos kommen, dort, weit weg und weit oben in der ewigen Kälte, dort, wohin die Seelen der verstorbenen Mörder und Krieger ziehen.

Als er im vergangenen Jahr im Krankenhaus war, philosophierten müßige Alkoholiker herum. Nicht unser Wolk hat Krebs bekommen, nein, nein, keineswegs, sondern der arme Lungenkrebs hat unseren Wolk bekommen. Wir besuchten ihn und brachten ihm Nikotinkonserven, eiskalten Wodka und kyrillische Kreuzworträtsel. Sehr gut, lachte Wolk, ich hatte schon Angst, dass ihr mir Apfelsinen unterjubeln wollt. Er verließ das Krankenhaus sehr dünn und verändert mit einem Sakko über der Schulter, und er piff dabei nonchalant Django Reinhard, pathetische Gershwin-Balladen

und andere allgemein bekannte Melodien der Diebe. Er ver-
geudete seine Zeit nicht mehr mit Damengetränken, er
stand nur noch an seinem Arbeitsplatz am Tresen „Bei Al-
berto“, und mit einem traurigen Seufzer bestellte er Schmug-
gelware, verdächtige Whiskeys und noch verdächtigere Co-
gnacs, durch die sich sein Gehirn in einen glühenden,
schmerzenden Ball verwandelte. Und nur manchmal, wenn
eine schöne Frau über den Platz lief oder wenn sich im Ra-
dio zufällig die Stones durchsetzten, nur dann, in solchen
kurzen Momenten, blitzte in seinen Augen der goldene
Glanz seiner fernen Urahnen auf, der österreichisch-ungari-
schen Weiberhelden, Charmeurs, zweifelhaften Heiligen
und Unteroffiziere.

In solchen Momenten sagte Wolk: Wenn ich fortgehe, werde
ich in Gestalt eines Unerwarteten Vogels zurückkommen.

Am Tag seiner Beerdigung bestand unser Freund Swan dar-
auf, dass man für ihn *Deutschland, Deutschland, über alles*
spielt, und ich sagte: Redet keinen Scheiß, in einer Woche ist
er wieder da. Der Wirt Alberto sagte: Er kann hundertmal
zurückkommen, aber ich bediene keine Möwen.

Und tatsächlich, als er zurückkam, trug er Federn in den Oh-
ren und Lindenblüten unter den Achseln. Wie wir wissen, ist
die Linde der heilige Baum der Slawen.